

REGAMEY, Constantin: *Der Buddhismus Indiens*. Aschaffenburg: Pattloch 1964. 104 S. (Der Christ in der Welt. XVII. 6.) Br. 4,50.

Diese kurze Darstellung der Entwicklung des Buddhismus, bereits erschienen in „Christus und die Religionen der Erde“, stellt vor allem die große Wandlung dar, die die Forschung der letzten Jahrzehnte in der Auffassung des ursprünglichen Buddhismus und seiner Entwicklung gebracht hat. Während man früher die Lehren des Hinayana als dem ursprünglichen Buddhismus sehr nahestehend betrachtete, haben neue Texte und Übersetzungen aus dem Sanskrit, dem Chinesischen und Tibetischen gezeigt, daß das Mahayana keine späte Entartung der ursprünglichen Lehre ist und daß es sich parallel zum Hinayana entwickelt hat. Die Persönlichkeit Buddhas hat in den Anfängen eine große Rolle gespielt. Man sah in ihm eine Inkarnation der absoluten Realität und verehrte ihn als solche. Das allgemeine Mitleid und die Freundschaft bedeuteten etwas viel Positiveres als in der späteren Lehre des Hinayana; desgleichen hatte das Nirvana – das Wort findet sich nicht in den vorkanonischen Quellen – den positiven Inhalt des Eingehens in das Absolute. Buddha hat den Bestrebungen, die sich zu seiner Zeit im Brahmanismus vielerorts erhoben, einen allen zugänglichen Weg eröffnet und die Übertreibungen der damaligen Asketen vermieden. Das, und nicht die schwer verständlichen philosophischen Spekulationen der späteren Schulen, denen die Forschung früher zu viel Gewicht beilegte, erklärt den großen Erfolg des Buddhismus.

A. Brunner SJ

DOURNES, Jacques: *Gott liebt die Heiden*. Freiburg: Herder 1965. 221 S. Br. 18,80.

Wie kann man einen heidnischen Stamm mit primitiver Ackerbaukultur, dessen ganzes Leben eng mit seiner Religion verflochten ist, so für das Christentum gewinnen, daß dieses den Platz der bisherigen Religion einnimmt? Vor diese Frage wurde D., ein französischer Missionar bei den Jörai, einem Stamm in Vietnam, durch seine Erfahrungen gestellt. Er mußte erkennen, daß der einzelne hier nur in seiner Gemeinschaft zu leben imstande ist, daß es darum keinen Zweck habe, ihn durch Einzelbekehrungen dieser Gemeinschaft zu entreißen, wenn man sie nicht ersetzen kann. Vielmehr gilt es,

nur ganze Familien und besser noch ganze Dörfer zu gewinnen. Dazu ist darauf hinzuwirken, langsam das heidnische Klima durch ein christliches zu ersetzen. Auch darf man nicht einfach den heidnischen Mythos und die bisherigen Feste zerstören; denn wenn der Mythos lebendig ist, „ist er zu gegenwärtig, zu ausschließlich, um sich mit etwas Fremdem zu vertragen; ist er tot, so reißt er alle echte Spiritualität mit sich ins Grab. Man tauft keinen Toten“ (101). Man muß also ihn so weit wie möglich mit neuem Geist erfüllen oder ihn ersetzen, wozu vor allem das Alte Testament große Dienste leisten kann. Eine einfache Übernahme ist selten möglich: „Nicht der gegenwärtige Stand der Riten und Glaubensvorstellungen der Jörai ist Gnade, sondern der Same, der darunter begraben liegt“ (78). Eine große Schwierigkeit bedeutet es, daß der Vollzug der Riten genügt, ohne daß eine entsprechende Gesinnung damit verbunden sein müßte; eine Sühnezereemonie für eine rituelle oder sittliche Verfehlung wirkt etwa so, wie das Waschen der Hände den Schmutz beseitigt. „Das religiöse System der Jörai trägt den Samen seines Niedergangs in sich selbst. Der ausschließlich gemeinschaftliche Vollzug aller Riten und Anrufungen schließt jedes persönliche Bewußtwerden aus; ihr Prinzip der Stellvertretung ist ein Quell des Formalismus, ihr Begriff des Tauschs hat die Tendenz, einen Zwang auf die geistigen Mächte auszuüben und damit das Heilige zu erniedrigen“ (141). Die Innerlichkeit, die persönliche Teilnahme und Verantwortlichkeit, müssen erst geweckt werden. D. hatte die Geduld, jahrelang mitten unter den Jörai zu leben, ihre Sitten und Gebräuche aufmerksam zu studieren und langsam in ihre Art des Denkens und Urteilens einzudringen; er suchte sorgfältig zu bewahren, was sich mit dem christlichen Geist vereinbaren oder ihm anpassen ließ und nichts einfach auszureißen, was sich nicht sofort ersetzen ließ. Er fand sich dabei durch das Vorgehen der Kirche in den ersten christlichen Jahrhunderten bestätigt.

Man liest das Buch mit großer Spannung und Bewunderung. Es kann auch Anregungen für die Seelsorge in unseren Gegenden geben. Auch der Religionswissenschaftler findet reiche Angaben über die Religion der Jörai, die um so zuverlässiger sind, weil sie das Ergebnis mehrjähriger wohlwollender Beobachtung sind. Es bestätigt sich auch wieder, daß man eine fremde

Religion um so besser versteht und auch zu schätzen weiß, je ernster man es mit der eigenen nimmt.

A. Brunner SJ

MAERTENS, Thierry: *Heidnisch-jüdische Wurzeln der christlichen Feste*. Mainz: Matthias-Grünwald-Verl. 1965. 192 S. Lw. 15,80.

Aus der Offenbarung sind in Israel keine neuen Feste und Riten entstanden, außer in der Spätzeit. Vielmehr wurden die heidnischen Feste und Riten übernommen, soweit sie sich in den Dienst des Jahwekults stellen ließen. Aus Festen, die den Ablauf des Jahres und die kosmische Ordnung feierten, wurden Gedenktage an das Eingreifen Jahwes in die Geschichte Israels und Aufrufe an das Volk, die entsprechende Gesinnung zu erneuern und ihr auch im sozialen Leben Wirkung zu verschaffen. Auch trat immer mehr ein eschatologisches Moment hinzu. Im Christentum wurden nur die Feste und Riten übernommen, die die Person Christi und das von ihm gebrachte Heil darstellen konnten. Das eigentlich christliche Fest ist, wie das eingehend ausgeführt wird, der Sonntag, der Tag des Herrn. Diese Gedanken werden für die einzelnen Feste durchgeführt und der Wandel ihrer Bedeutung, ihr stärkeres Hervortreten oder Zurücktreten schon in der Geschichte Israels verfolgt. Für Predigten über die einzelnen Feste und besonders für eine Erneuerung der Auffassung vom Sonntag bringt das Buch sowohl geschichtliche Angaben wie ansprechende Gedanken. – Die babylonische Parallele zum Schöpfungsbericht Gn 1 ist nicht das Gilgameschepos (so 15), in dem sich vielmehr eine Parallele zum Sintflutbericht findet, sondern das Schöpfungsepos Enuma elisch. Als ein Grund dafür, daß der Einzug des Herrn in Jerusalem nicht in der Osterzeit, sondern am Laubhüttenfest geschehen ist, wird angeführt: „man kann sich schlecht vorstellen, daß sie (sc. die Geste des Abhauens und Streuens von Zweigen) im ersten Monat des Jahres hätte ausgeführt werden können, als die Zweige noch kaum das erste Grün zeigten und man sie besonders schonte“ (61). Aber im Vordern Orient sind viele Baumarten, darunter auch der Olivenbaum, nicht jedoch die Feige, immergrün; auch ist die Zeit kurz nach dem Ende des Winterregens die, wo dort die Natur am festlichsten ist.

A. Brunner SJ

Werkausgaben

EBNER, Ferdinand: *Schriften*. Bd. 1–3. Hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel 1963–1965. 1086, 1190 u. 809 S. Lw. je 60,–.

Man wird die Bedeutung dieser nun abgeschlossenen Ausgabe der Werke des österreichischen Volksschullehrers nicht leicht überschätzen können. Er wird heute an den Beginn eines Neuaufbruchs des abendländischen Denkens gestellt, den man – der Verdeutlichung, nicht der Vollständigkeit halber – mit den drei Persönlichkeiten umschreiben könnte: Emil Brunner (evangelisch; dialektische Theologie), Martin Buber (jüdisch; personale Philosophie) und eben Ferdinand Ebner (katholisch; Logosdenken). Ähnlich wie Martin Buber führt auch ihn sein Weg langsam zur Heimatkirche zurück, obgleich sein Denken immer (unterschwellig getragen, oberschwellig in Antithese) von seinem Elternglauben bestimmt war. Der seit frühester Kindheit körperlich-seelisch kränklische Ebner (1882–1931) mußte, ähnlich Kierkegaard, dem man ihn gerne vergleicht, durch manche, wohl pathologisch zu erklärende Perioden der Schwermut zum Glauben zurückfinden. Sein philosophischer Ansatz im konsequenten „Geist“-denken machte ihm, nachdem er Christus längst gefunden hatte, die Annahme der sichtbaren Kirche so schwer, daß er erst auf dem Totenbett wieder die Sakramente empfing.

Seine Philosophie kreist um das „Wort“ und um das „Du“. Ich-Einsamkeit ist die eigentliche Sünde; Kunst oder Kultur sind letztlich nur Ersatzbefriedigungen für das Du, auf das der Mensch hin geschaffen ist und dessen letztes Verständnis er im personalen Gegenüber zum göttlichen Du findet. Dieses Ich-Du-Verhältnis, das grundlegend für alle philosophischen Erkenntnisse und personalen Vollzüge ist, existiert im „Wort“. Sprache ist nicht nur ein Medium zur Verständigung, sondern ist die im wahren Sinn ontologische Grundlage des „Ich“, das ja nur im Sein zum Du ein volles „Ich“ ist. Von hier wird auch die Vorliebe Ebners für das Johannesevangelium verständlich, zugleich aber auch die Scheu vor dem Sakramentalen und der bis ins Dingliche hineingehenden Inkarnation der Kirche.

Vorliegende Ausgabe umfaßt Fragmente, Aufsätze, Aphorismen (Bd. 1), Notizen, Tagebücher, Lebenserinnerungen (2) und Briefe (3). Eine Frühschrift wurde nicht aufgenommen, von